Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 207 (1934)

Artikel: Der Braungebrannte
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eines Menschen zu finden. Wie weit die Herrschaft dieses Zeitgeistes ging, zeigt Schiller in Wallenstein, wenn er ihn bei der Beobachtung des Sternenhimmels sprechen läßt:

Glückseliger Aspekt. So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars, in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.

Nach dieser Anschauung wurden auch die Tage in gute, mittlere und böse geschieden und ihre Einflüsse auf die menschlichen Unternehmungen und Handlungen bezeichnet. Danach kam man zu der auch heute noch weit verbreiteten Anschauung, die den Planeten Einfluß auf den menschlichen Charakter einräumt. „Der im Januar geboren wird", so schreibt ein Kalender, „der wird bald zornig und ist doch gütig und züchtig. Er gewinnt Frauenliebe und ist den schönen Künsten hold. Er wird wenig Kinder haben und sein erstes verlieren. Das Wasser wird ihm Gefahr bringen; alles, was er unternimmt, wird ihm sauer werden. Wenn er aber 23 Jahre alt wird, so wird er reich und glücklich. Erreicht er das 35. Jahr, dann erreicht er auch das neunzigste..."

Noch heute schwört mancher Bauer auf seinen hundertjährigen Kalender, der 1663 zum erstenmal erschien. Das war das Werk des Abtes Mauritius Knauer, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Kloster Langheim bei Bamberg lebte. Er sammelte mit Leidenschaft Wetternachrichten aus dem vergangenen Jahrhundert. Er war der Meinung, daß im künftigen Jahrhundert das Wetter genau so verlaufen würde, und stellte deshalb bestimmte Regeln auf. Allerdings scheint noch heute die Ableitung der Wetterregeln aus einer jahrelangen Beobachtung die sicherste Methode zu sein, wenn es nicht als völlige Unmöglichkeit angesehen werden soll, daß sich das Wetter in irgendeinem Zeitabschnitte wiederholt. Wird diese Annahme zugegeben, so sind Wettervoraussagungen, die sich auf lange Beobachtungszeiten stützen, gewiß nicht ohne Wert. In der Tat gibt es landläufige Wetterregeln, die zwar nicht immer und überall in treffender Weise die Witterung voraussagen, bei denen aber die Zahl der wirklich eintreffenden Fälle die Zahl der Ausnahmen überwiegt. Zwar hat der Volkswitz diese Regeln nicht mit vollem Unrecht zum Gegenstand des Spottes gemacht und ihren Wert mit dem humorvollen Beispiel gekennzeichnet: „Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist." Doch sind sie auch heute noch in den Kalendern üblich und angesehen.

Der Braungebrannte.

„Du machst ein Gesicht wie vier Sommermonate Regenwetter", sagte mein Freund Fred. — „Du brauchst Stoff? Willst Du eine Kurzgeschichte schreiben?

Da fällt mir die Geschichte mit Herrn Winger ein — habe ich Dir die schon einmal erzählt? Nein. Die ist gut. Und mindestens außergewöhnlich. Also vor einigen Jahren lernte ich Herrn Winger kennen. Er war dunkelbraun gebrannt. Ich bat ihn auf der Stelle, mir zu verraten, was für ein Öl er benutze, um diesen Grad der Bräune zu erreichen. Denn wir hatten in jenem Jahre noch gar keinen rechten Sonnenschein gehabt.

‚Gar kein Öl', sagte er. ‚Das ist bei mir tief eingebrannt. Das sitzt seit zwanzig Jahren in der Haut und wird wohl nie mehr verschwinden.'

‚Aber wo sind Sie denn so braun geworden?' fragte ich.

‚Am Amazonenstrom. Unter den Cuahallpi-Indianern.'

Ich sah ihn erstaunt an und muß wohl ein ziemlich blödes Gesicht dabei gemacht haben. ‚Cuahallpi-Indianer?' fragte ich. ‚Was haben Sie da gemacht?'

‚Eine Forschungsreise, mein lieber junger Freund. Ich habe vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt, den Amazonenstrom zu erforschen. Es ist bis heute noch keinem Europäer gelungen, Licht in dieses Dunkel zu tragen. Außer mir und einigen wenigen. Aber auch wir kennen nur Teile des gewaltigen Stromes. Ich kenne zum Beispiel nur den einen Indianerstamm, den der Cuahallpis, mit dem ich acht Jahre zusammengelebt habe.'

‚Sie haben —?‘

‚Ich habe. Acht Jahre. Meine Expedition wurde überfallen und jeder einzelne niedergeschlagen und unter gräßlichen Martern hingerichtet.‘

‚Aber Sie nicht?‘

‚Ich nicht, da haben Sie recht.‘

‚Und was hat Sie gerettet?‘

‚Ein Kirschkern.‘

‚Ein Kirschkern — am Amazonenstrom?‘

‚Nein, in Berlin.‘

‚Ich verstehe nicht.‘

‚Kann ich mir denken. Als kleiner Junge bin ich in Berlin mal auf einem Kirschkern ausgerutscht und flog dabei so heftig gegen einen Fußabtreter, daß ich ein Auge verlor.‘ Ich sah Herrn Winger an und bemerkte in der Tat, daß er ein Glasauge hatte.

‚Die Cuahallpi-Indianer hatten offenbar damals die Absicht, auch mit mir ein rasches Ende zu machen. Immerhin hoben sie mich als den Anführer bis zuletzt auf. Als man mich schließlich an den Marterpfahl stellte, juckte mein Auge. Ich rieb daran, und hierbei hatte ich den Einfall, der mich rettete. Ich stieß einen eintönigen Singsang aus, und dann nahm ich mit einer plötzlichen Gebärde mein Glasauge heraus, nahm es in die Fingerspitzen und ging den Indianern damit entgegen. Etwas Effektvolleres habe ich in meinem ganzen Leben nie wieder gesehen. Sie rissen entsetzt die Augen auf, stießen ein wildes Angstgebrüll aus und stürzten zu Boden. Und da wußte ich, daß ich gerettet war.

Und nicht nur das, ich wurde ihr Häuptling, ihr Gott, ihr Zauberer, ihr Medizinmann, ihr Ein und Alles. Ich habe mit meinem Glasauge eine ungeheure Wirkung gehabt, mein Glasauge hat Recht gesprochen und den ganzen Stamm bei Feindseligkeiten zu phantastischer Tapferkeit angefeuert.

Ich lebte acht Jahre unter ihnen, als unumschränkter Herrscher. Bis dann eines Tages eine portugiesische bzw. brasilianische Militärexpedition in unser Gebiet vordrang und mich rettete. Leider.‘

‚Leider?‘

‚Ja, denn heute bedaure ich, daß ich nicht dageblieben bin. Ich kehrte nach Europa zurück, und es ist mir, als ob ich unter die Wilden gekommen wäre. Hier hat mittlerweile ein Weltkrieg stattgefunden, Revolutionen, Hungersnöte, Inflation, Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und Massenelend, politische Verhetzung sind an der Tagesordnung — da waren meine Wilden doch friedlichere Menschen...‘“

Posthalters Töchterlein.

Skizze von Joh. Ed. Brandt.

Auch in den Tagen des Luftverkehrs gab es noch altväterische Einrichtungen. Eine solche bestand in Sursee. Bitte! Man verwechsle den kleinen Luftkurort, von dem hier die Rede ist, nicht mit dem gleichnamigen, schmucken, an der Luzerner Bahn gelegenen Städtchen, denn hier gibt es solche Rückständigkeiten nicht. Und man suche ihn auch nicht im Atlas, denn in seinem Falle geben nur Lokalkarten Bescheid.

Also! In diesem Sursee, das man nicht findet, verbrachte Rudi Gitzi seine Sommerferien. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, Maschineningenieur und kam aus der Stadt Winterthur. Da er nicht wenig auf seinen äußern Menschen gab, wohnte sein Schneider in Zürich. Aus der dortigen Bahnhofstraße stammte der Sportdreß, in dem Gitzi des Vormittags herumspazierte, aus ihr der Smoking, in dem er des Abends an der Table d'hôte in der „Goldenen Sonne“ erschien.

Besagter Gasthof war der einzige in ganz Sursee. Er gehörte Herrn Wiedensöhler — so hieß Heidis Vater — und bildete zusammen mit der Kirche und einem guten Dutzend stattlicher Bauernanwesen das ganze Dorf. In einem Parterrezimmer war die eidgenössische Postablage untergebracht. Hier saß Heidi am Schalter. Eine Achtzehnjährige, mit blitzblanken Herzkirschenaugen und zwei dicken, braunen Zöpfen, vor denen die neue Mode kapituliert hatte.

Allzuviel wurde hier nicht aufgegeben. Heidi nahm das Wenige entgegen und teilte die postlagernden Sendungen an die Adressaten aus. Was an gewöhnlichen Briefen und Paketen einlief, trug der Seppi aus.